

SIMONE HORSTMANN

DAS TIER ALS BILD

Ethische Ikonologie des Sprachlosen

Überall verschwinden die Tiere.
In den Zoos sind sie das lebende Monument
ihres eigenen Untergangs geworden.

John Berger

Simone Horstmann, M.Ed., geb. 1984, Studium der katholischen Theologie, Germanistik, Philosophie und Pädagogik in Bochum und Hagen, seit 2010 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Lehrstuhl für Moralthologie der Universität Bochum.

1. Vorüberlegungen

Wird Ethik funktional als normative Begründungsdisziplin ernst genommen, macht dieser Umstand für spezifisch tierethische Anliegen auf ein nicht zu unterschätzendes Problem aufmerksam. Begründungen nämlich, die zunächst rein soziologisch auf empirische Diffusionsphänomene wie funktionale Differenzierung und Individualisierung reagieren, werden dort notwendig, wo Verständigung über das Gesollte nicht mehr im Allgemein-Selbstverständlichen oder Akzeptierten zu suchen ist, sondern im Diskurs gesichert werden muss. Jener Diskurs allerdings ist es auch, der Tiere de facto systematisch ausschließt und Beteiligung an Sprachfähigkeit, das Recht zu sprechen also an die Fähigkeit zu sprechen, koppelt. So scheint es angebracht, etablierte Begründungsformen im Rahmen der Tierethik, zentral konsequentialistische wie auch deontologisch-tierrechtsbezogene Ansätze als wichtigste Gegenpole, zum Ausgangsplateau zu wählen, um die sich in ihrer Anwendung andeutende Mensch-Tier-Differenz zu hinterfragen. Diese Kritik wird gestützt durch eine 2010 in deutscher Übersetzung erschienene Fassung von JACQUES DERRIDAS *L'animal que donc je suis*¹: Hier wird die für die Begründung fundamentaler ethischer Differenzen herangezogene Sprachunfähigkeit der Tiere unter den Prämissen des Dekonstruktivismus analysiert. Es soll untersucht

¹ J. DERRIDA: Tier (2010).

werden, wie Ethik berechtigt auf das noch näher zu bestimmende Netz von Sprache und Macht zu reagieren hat, wenn sie den Anspruch erhebt, auch Tieren moralische Relevanz zuzusprechen. Wenn Tiere einer auf sprachlich-diskursives Vorgehen angewiesenen Ethik jedoch immer nur als Phänomen, als Bild und eben nicht als direkt diskursiv integrierbarer Partner begegnen, skizzieren die anschließenden Überlegungen eine Möglichkeit, welche die mediatorische Funktion der Ethik zwischen Wort und Bild konturiert und das „Tier als Bild“ epistemisch wie ethisch einordnet.

2. Begründungsparadigmen: Möglichkeiten, ein normatives Vakuum zu füllen?

Dass Tiere moralisch relevant sind, dürfte heute kaum mehr ernsthaft zu bezweifeln sein. Zur genaueren Klärung ihres moralischen Status verlaufen sich die Vorschläge jedoch und kondensieren in verschiedenen Modellen, von denen an dieser Stelle auf die beiden antagonistischen und kaum ineinander überführbaren² Richtungen des *Konsequentialismus* und der deontologisch-konzipierten *Tierrechtsbewegung* hingewiesen werden soll. Beide sind in ihrer spezifisch tierethischen Ausprägung insofern als pathozentrisch zu bezeichnen, als sie die Einbeziehung in den Kreis der moralisch-relevanten Lebewesen von deren Empfindungs- bzw. Leidensfähigkeit abhängig machen. Auf unterschiedliche Weise suchen sie eine gemeinsame Frage zu beantworten: Wie und wann genau fallen Tiere, möglicherweise analog oder konträr zum Menschen, moralisch ins Gewicht?

Der Konsequentialismus, der bereits in seinen utilitaristischen Ursprüngen in enger Anlehnung an das Aufkommen tierethischer Fragen im angelsächsischen Raum formuliert wurde³, schlägt eine folgenorientierte Zweck-Mittel-Relation zur Klärung normativer Fragen vor. Hier gilt demnach ein formaler Orientierungspunkt wie die Vermehrung von Glück und die Vermeidung von Leid (BENTHAM) oder in einer objektiveren Formulierung bei SINGER das Erreichen individueller Präferenzen, um eine Handlung zu beurteilen. Der sich hier eröffnende kalkulatorische Charakter konsequentialistischer Ethik, die also die Richtigkeit einer Handlung danach bemisst, ob und inwiefern sie einen bestimmten Zweck erfüllt, wird hier stark in den Vordergrund gehoben: Flexible und dynamische Grenzen erlauben es, angesichts der Aussicht auf

² Robert Spaemann hält, im Unterschied zu Max Weber, beide Theorietraditionen für durchaus vereinbar, vgl. dazu R. SPAEMANN: *Gesinnung* (2009), S. 67.

³ Vgl. J. BENTHAM: *Principles* (1996 [1789]), später P. SINGER: *Animal liberation* (1996).

einen besonders wichtig eingestuften Nutzen, etwa die Entwicklung eines wirkungsstarken Medikaments, andere Handlungen wie schmerzhafte und meist tödliche Versuche an leidensfähigen Tieren zu legitimieren. Individuen (und eben jene werden im erklärten Staatsziel des individuellen Tierschutzes fokussiert!) können, so bleibt als möglicherweise kontraintuitive Erkenntnis im utilitaristischen Begründungsparadigma festzuhalten, immer dem zunächst auch nur unterstellten Gesamtnutzen geopfert werden. Methodisch operationalisierbar ist diese Begründungsform mittels der Güterabwägung. Auch sie verweist jedoch auf den bereits erwähnten kalkulatorischen Zug des Konsequentialismus und besonders auf das Problem der verschiedenen und teilweise inkommensurablen „Einheiten“ (so etwa die Abwägung zwischen faktischem Leid und erhofftem Nutzen, zwischen einem Wissensfortschritt und dem Tod eines Lebewesens), deren summative Vereinbarkeit und Aufrechenbarkeit unterstellt wird.

Deontologische Ethikkonzeptionen folgen nicht der Frage nach den Handlungsfolgen, um eine Handlung zu bewerten, sondern gehen von einem innermoralischen Wert der Handlung selbst (bzw. der *Maxime* der Handlung) aus. Unabhängig von der Aussicht auf mögliche Folgen zeichnen sie bestimmte Handlungen, beispielsweise das Lügen oder Töten, als grundsätzlich schlecht und unbedingt zu unterlassen aus. So verweist die kantische, klassisch-deontologische Ethik bei der Frage nach dem Grund für jene Unbedingtheit, mit der eine Handlung zu tun oder zu unterlassen sei, auf die Autonomie des Menschen, auf seine Fähigkeit also, sich in Freiheit an eine als vernünftig erkannte und zum allgemeinen Gesetz erhobene *Maxime* zu binden. In der sogenannten Selbstzweck-Formel verweist der auf Verallgemeinerbarkeit abzielende kategorische Imperativ dabei zudem auf seine Entsprechung für die wechselseitigen Ansprüche moralischer Subjekte:

„Handle so, dass du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest.“⁴

Die dem Menschen (bei KANT qua Vernunftfähigkeit zukommende) Würde verbietet also strikt, ihn zum Objekt einer konsequentialistischen Güterabwägung zu machen und damit zu instrumentalisieren; lediglich moderate Formen der Deontologie gehen nicht von absoluten, sondern von *prima facie*-Pflichten aus.⁵ Die unterschiedlich, etwa durch Vernunft, Gottesebenbildlichkeit, Ge-

⁴ I. KANT: *Metaphysik der Sitten* (1998 [1785]), BA67.

⁵ Vgl. beispielsweise W. D. ROSS: *Right and the Good* (1930), S. 18–36.

schöpflichkeit oder Freiheit begründbare Würdevorstellung findet ihren methodischen Niederschlag in der Formulierung von individuellen, unveräußerlichen Rechten mit statischen und festen Grenzen, die den Integritätsstatus der mit einbezogenen Individuen (zusammengefasst in der Chiffre „Person“) sichern sollen. Die Deontologie kennt also eine Priorität der moralischen Verpflichtung, welche die Sittlichkeit des Handelns selbst ins Auge fasst und sieht es als Fehler und regelrechte Anmaßung des Konsequentialismus, alle möglichen Handlungsfolgen berücksichtigen und überhaupt absehen zu wollen.⁶

Beide Begründungsparadigmen sind nun zunächst weitestgehend unabhängig von ihrem Bezug auf Tiere beschrieben worden. Ihre Relevanz wird jedoch deutlich, wenn zunächst rein empirisch nach der konkreten Anwendung der zwei Paradigmen auf konkrete tierethische Bezüge im Alltag gefragt wird. Dieser Fragehorizont macht eine Beobachtung besonders deutlich: Mit übergroßer Mehrheit können wir feststellen, dass konsequentialistische Begründungen standardmäßig für Tiere Anwendung finden: Das Modell der Güterabwägung prägt die normative Auseinandersetzung um Tierversuche, Ernährung und Haustierhaltung. Die konsequentialistische Begründungsform ist zur normativen Konvention für tierethische Fragen kristallisiert, die Deontologie hingegen bleibt, mitsamt ihren Annehmlichkeiten wie den Vorstellungen von Würde und Rechten, dem Menschen vorbehalten. Die Diskussion um tierrechtsbezogene Positionen hat diese Schieflage erkannt und sich für eine Ausweitung deontologischer Konzepte auch auf Tiere ausgesprochen, als namhaftester Vertreter ist hier TOM REGAN zu nennen. Unter Berufung auf den inhärenten Wert des Lebens fordert er sehr eindrücklich, auch Tieren Rechte zuzusprechen.⁷

Für unsere Frage macht die hier nur sehr knapp angedeutete Diskussion jedoch auf das Schlüsselproblem der Tierethik aufmerksam: Die genannten Begründungsdiskurse und die Strittigkeit ihrer Anwendungsobjekte zeigen, dass keine zwangsläufige normative Evidenz besteht, tierethische Fragen vor einem konsequentialistischen Instrumentarium, personenbezogene jedoch mittels der Deontologie zu klären (sofern nicht mit Letztbegründungen gearbeitet wird). Wie können wir also begründen, dass für Tiere eine utilitaris-

⁶ Vgl. K.-P. RIPPE: Ethik (2008), S. 81–85.

⁷ Vgl. T. REGAN: Animal Rights (2004). Dabei soll noch betont werden, dass die Forderung von Tierrechten keinesfalls als ethische Gleichsetzung von Mensch und Tier zu lesen ist, auch wenn gerade dieser Vorwurf ungerechtfertigt immer wieder erhoben wird. Tierrechte sollten viel eher elementarste Rechte wie Leben und Unversehrtheit gewährleisten – eine Forderung, die etwa für ernährungsbezogene Fragen zweifellos Umdenken erfordert und entsprechend unangenehm sein kann.

tische, für Menschen aber eine deontologische Ethik gilt? Dieses normative Vakuum muss umso dringender angesichts der Tatsache verhandelt werden, dass in vielen Anwendungsfeldern, etwa bei Tierversuchen, gerade von einer physiologischen Ähnlichkeit ausgegangen werden muss, in deren normativer Unterfütterung jedoch zeitgleich von fundamentalen ethischen Differenzen.⁸ Es bleibt also für den weiteren Verlauf zu klären: In welcher Form unterscheiden sich Mensch und Tier in einer Weise, dass diese Differenz zudem normativ signifikant wäre?

3. Dekonstruktion von Grenzen: Normativität und Wahrnehmung

JACQUES DERRIDAS Anknüpfungspunkt für die Beschäftigung mit dem Tier (hier zunächst als Gattungsbezeichnung) nimmt seinen Ausgang in der Begegnung mit seiner eigenen Katze. Ihm geht es dabei um die Reaktionen und das zumindest unterstellte Wechselspiel des ausgetauschten Blicks zwischen Tier und Mensch. Anhand dieses Blickes ordnet DERRIDA die Geschichte westlicher Philosophie dem Paradigma der übersehenen Spur des blickenden Tieres zu. DERRIDA beschreibt seine Begegnung als einen Moment der Scham, eine vom fiktionalen oder realen Blick ausgelöste Reaktion gefühlter Blöße, des ungewollten Ausgeliefertseins. Sie ist abhängig vom Gegenüber und dessen Einschätzung; einem als gleichgültig eingeschätzten Objekt gegenüber kann nur schwerlich Scham empfunden werden. Scham wertet das Gegenüber vielmehr auf, sie setzt Achtung voraus und wirkt zwischen mindestens hierarchisch Gleichgeordneten. Der schamerzeugende Blick setzt voraus, dass man vom Blick tatsächlich getroffen wird, er muss als Einbruch in die eigene Erfahrungswirklichkeit wahrgenommen werden, kann nicht kontrolliert oder nach eigenem Belieben gesteuert werden; er versetzt den Empfänger in einen Status deutlicher Passivität.

Symbolisch aufgerufen wird die Scham durch das nackte Auftreten DERRIDAS (bzw. des narrativen Ichs) nach dem Duschen, nach dem er sich ungewollt dem Blick seiner Katze ausgesetzt findet. ELIAS CANETTI beschreibt dieses Blick-Erlebnis ebenfalls mit eigenem Schwerpunkt, ihm geht es dabei vornehmlich um den Wechsel der Perspektive, der sich im Austausch der Blicke ereignet. Der Mensch, der gewohnt ist, Tiere initiativ anzusehen (der Zoo bildet die entsprechende Institution dieser monodimensionalen Blickrichtung), wird hier auf eine fast vergessene Perspektive aufmerksam: Wenn die Tiere meist immer die Beobachteten sind, musste die Tatsache, dass auch sie den Menschen

⁸ Vgl. U. WOLF: Tier (1990), S. 24f.

anblicken können, in Vergessenheit geraten.⁹ DERRIDA analysiert nun dieses Getroffensein vom Blick zunächst vom subjektiven Erleben seiner selbst her: Er empfindet Scham angesichts des Blicks der Katze. Dieser Scham erster Ordnung folgt nun in seiner Darstellung noch einmal ein Gefühl von Scham, jedoch deutlich anders motiviert. Wurde die Scham erster Ordnung noch reflexartig als Gefühl des Ertapptseins gegenüber dem fremden Blick eingeordnet, verhält sich die Scham zweiter Ordnung demgegenüber bereits reflexiv: Sie reagiert, wiederum mit einem Gefühl der Scham, auf das in der Scham erster Ordnung enthaltene, vermeintlich irrationale Zugeständnis an die Katze. Als in der Natur aufgehendes Tier scheint die impulsive Scham ihr gegenüber unangebracht und wird durch die Scham zweiter Ordnung direkt sanktioniert: Rational gibt es keinen Anlass, angesichts eigener Blöße Scham gegenüber der Katze zu empfinden, und doch gesteht die affektive Scham erster Ordnung dem Tier einen zumindest gleichwertigen Status mit dem entsprechenden Bewusstsein zu.¹⁰ Damit wird deutlich, dass das Bewusstsein von Nacktheit hier als Chiffre für das steht, was den Menschen vom Tier trennt, und bietet den Anlass für DERRIDA, dieser Trennung genauer nachzuspüren.

Er findet jenes trennende Moment in der Sprache, genauer in den Konsequenzen der menschlichen Sprachfähigkeit und tierlichen Sprachunfähigkeit, denn sie ist es, die den Menschen empirisch feststellbar und gleichzeitig normativ signifikant vom Tier unterscheidet und so die Möglichkeit generiert, das sprachlose Tier zur definitiven Kontrastfolie des Menschlichen zu machen. So wird, wie THOMAS MACHO eindrücklich verdeutlicht, eine normative Trennung apriorisiert, die jedoch zumindest vor einem kulturhistorischen Hintergrund kontingenten Charakter besitzt.¹¹

DERRIDA arbeitet diese Überlegungen theorieintern auf, indem er das abendländische Denken dem Verdacht des Logozentrismus aussetzt, also der Fortführung von unterschwellig in der Sprache vorhandenen Machtdiskursen. Insbesondere die westlichen phonetischen Schriften, bei denen sich nicht, wie etwa in asiatischen oder ägyptischen Schriften, ein Symbol zwischen Signifikat und Signifikant schiebt, suggerieren demzufolge eine direkte Durchgriffsmöglichkeit vom Signifikant auf das Signifikat und unterschlagen dabei deren Differenz, indem das Zeichen als Zeichen selbst unsichtbar gemacht wird. Der dem Gothaer Professor Galetti zugeschriebene Ausspruch, das Schwein

⁹ Vgl. E. CANETTI: *Tiere* (2002), S. 99.

¹⁰ Vgl. V. HOFMANN: *Tierblicke* (2007).

¹¹ Vgl. T. MACHO: *Tier* (1997), S. 62f.

trage seinen Namen zu Recht, denn es sei wirklich ein sehr unreinliches Tier, macht diese fatale Verwechslung, wenn auch auf humoristische Art, deutlich. Die sich hier andeutende Verbindung von Signifikat und Signifikant, die FERDINAND DE SAUSSURE innerhalb seines bilateralen Zeichenmodells als arbiträr ausweisen konnte, scheint hier unter den Tisch zu fallen und der Vorstellung gewichen, dass bereits die reine Lautfolge „Schwein“ an die Bedeutung der Unsauberkeit gebunden sei.¹²

Die Auswirkungen sprachfunktionalistischer Machtausübung findet sich auch in der Passage der Schöpfungserzählung, in der Gott den Menschen mit der *licence to call* ausstattet: Er überträgt dem Menschen das Recht, die Tiere zu benennen, so dass im Blick der Katze eben jene Asymmetrie und die dem Menschen übertragene Sprachmächtigkeit mit ihren Folgen aufscheint.¹³ Bereits die Schöpfungserzählung macht hier auf den Zusammenhang von Benennung und Ordnung bzw. Hierarchie aufmerksam, die durch menschliche Sprachfähigkeit konstituiert, aber viel zu selten reflektiert wird. Neben Gattungs- und Artbezeichnungen, die der Mensch vergibt, hat er ebenfalls das Recht der verallgemeinernden und pauschalisierenden *bêtise* für sich veranschlagt. Allein das Wort *l'animal* stellt demnach einen sehr verschleiernden Rundumschlag dar, der die Tiere nicht zur empirischen, sondern auch zur normativen Sprachlosigkeit verurteilt: Den Artenreichtum der Tiere auf diese Weise bereits vortheorietisch entsprechend zu verkürzen, muss für den Menschen als begriffliches Pendant natürlich eine enorme Aufwertung mit sich bringen, ohne zeitgleich begründet und berechtigt zu sein.¹⁴ Gleiches gilt für die Reduktion auf die singuläre Allgemeinformel „Tier“, die nach DERRIDA eine nahezu gewaltsame und stark interpretative Entscheidung darstellt und die deutliche Trennbarkeit menschlicher und tierlicher Sphären suggeriert. Ihr setzt DERRIDA den Neologismus *l'animot* entgegen, in dessen morphologischem Singular immer noch der phonetische Plural der *animaux* mitschwingt.¹⁵

DERRIDAS Betrachtungen lenken demnach in eine Richtung, die den normativ relevanten Unterschied zwischen Tier und Mensch in der Sprachfähigkeit sucht und findet, in seiner normativen Fixierung jedoch überaus kritisch einstuft. Mit den folgenden Überlegungen, die das Tier weniger von seiner Sprachunfähigkeit als seiner Bildgestalt her betrachten, soll nun daran abgeschlossen werden.

¹² Vgl. F. DE SAUSSURE: Sprachwissenschaft (1967 [1916]).

¹³ Vgl. V. HOFMANN: Tierblicke (2007), S. 377.

¹⁴ Vgl. A. BRENNER: UmweltEthik (2008), S. 154.

¹⁵ Vgl. J. DERRIDA: Tier (2010), S. 68ff.

4. Das Tier als Bild

Was muss es im Anschluss daran bedeuten, das Tier in der Ethik als „Bild“ zu betrachten? Um dies zu beantworten, soll zunächst das Bild epistemisch eingeordnet werden, um das Ergebnis mit den de facto feststellbaren Blickroutinen und Wahrnehmungsmustern zu vergleichen. DERRIDAS Beschreibung eines logozentrischen Abendlandes lässt hier bereits im Umkehrschluss eine tiefere Skepsis gegenüber dem Bild als dem nicht zu Versprachlichenden, Vor- und vielleicht auch Para-Sprachlichen anklingen, so dass Fragerichtungen, welche die Eigenrationalität ikonischer Sinnerzeugung in den Fokus nehmen, als verhältnismäßig jung anzusehen sind. Insbesondere der *linguistic turn* wie auch die vermeintliche Entgegensetzung von Wort und Bild bzw. darüber hinaus auch die von Diskursrationalität und ikonischer Irrationalität¹⁶ verfestigte zudem den Zweifel etwa an der Fähigkeit, in Bildern zu denken. Weil sich der Mensch über seine Vernunft, gekoppelt an die Sprachfähigkeit (selbst) auszeichnet, erhebt er die diskursive Logik zur privilegierten Aussageform über die Welt. An dieser Stelle soll demgegenüber eine Position vertreten werden, die auch in Bildern Elemente logischer Ordnungen erkennen will, wenn auch nicht im engeren Sinn. Es soll also verdeutlicht werden, wie die ikonische Episteme¹⁷ des Bildes „Tier“ aufgezeigt, die damit verbundene Bildlogik als Strukturfrage nach der Ordnung des Zeigens verdeutlicht werden kann.

Um die medialen Strukturen des Bildes und der bildlichen Wahrnehmung zu verdeutlichen, verweisen MARTINA HESSLER und DIETER MERSCH auf mehrere Ordnungsaspekte. So sehen sie die ikonische Bestimmung des Bildes durch eine Form der sich im Bild vollziehenden Rahmung konstituiert¹⁸; sie hebt zunächst ab auf die Trennung von Innen und Außen, von Bild und Nicht-Bild, als einem elementaren Spezifikum. Vergleichbar mit der Bezeichnungsfunktion des Wortes (*a difference that makes a difference*, MERTON) ermöglicht auch das Bild es zuallererst, Unterscheidungen zu treffen: BOEHM spricht dazu von ikonischer Differenz.¹⁹ Von besonderer Bedeutung für die Tierethik erscheint dabei die Tatsache, dass das Bild diese Innen-Außen-Differenz auch in das Bild selbst verlegen kann (so etwa in stärker reflexiver als mimetischer Darstellung), um sie in dieser Selbstbezüglichkeit hinterfragen zu können. Wenn uns das Tier also qua Bildstatus als etwas von uns als Beobachtenden zu Un-

¹⁶ Vgl. M. HESSLER/D. MERSCH: Bildlogik (2009), S. 14.

¹⁷ Vgl. G. BOEHM: Paradigma ‚Bild‘ (2007), S. 77-82.

¹⁸ Vgl. ebd., S. 18f.

¹⁹ Vgl. G. BOEHM: Wiederkehr (1994), S. 29ff.

terscheidendes begegnet, darf sich eine Ethik, die sich über diesen Mechanismus und die Logik des Kontrastes²⁰ im Bild im Klaren ist, nicht per se mit dieser Differenz begnügen und sie schon gar nicht ohne darauf reflektierende Begründungen normativ fixieren.

Weiterhin konturieren HESSLER/MERSCH den epistemischen Charakter des Bildes mit dem Verweis auf den ihm inhärenten Zeige-Gestus.²¹ Das Ikonische erhält seine Prägung demnach zentral auch durch ein deiktisches Element, erhebt gegenüber dem Betrachter also die Aufforderung, die Aufmerksamkeit auf etwas je Bestimmtes zu richten. Zu dieser deiktischen Ausrichtung tritt jedoch auch eine nicht zu unterschätzende Unschärfe hinzu: Das Zeigen des Bildes zeigt selbst nicht zwangsläufig, worauf es zeigt, sondern belässt es beim reinen Gestus. HANS GEORG GADAMER bringt genau jenen Gedanken zum Ausdruck:

„Zeigen heißt überhaupt nicht, ein Verhältnis zwischen dem Zeigenden und dem Gezeigten als solches meinen. Es weist von sich selber gerade weg. Wer auf das Zeigende sieht, wie ein Hund auf die ausgestreckte Hand, dem kann man nichts zeigen. Vielmehr meint zeigen, dass der, dem man etwas zeigt, selber und richtig sehen soll.“²²

Der gestische Zeige-Charakter des Bildes ist eng mit einer weiteren Eigenschaft verbunden, in diesem Fall der Unfähigkeit des Bildes, Negativität bzw. Verneinungen²³ darstellen zu können:

„Ich kann ein Bild davon zeichnen, wie zwei miteinander fechten; aber doch nicht davon, wie zwei miteinander nicht fechten.“²⁴

Diese Tatsache stellt eine besondere Herausforderung und einen deutlichen Anspruch an den Betrachter, das nicht direkt Mitgezeigte, die mögliche Verneinung mitzudenken und zu ergänzen. Sie markiert die Art des Ikonischen als unfähig, sich selbst zu relativieren, verbunden mit einem Auftreten als forderndem Faktum angesichts seiner starken Präsenz. Sie lässt einen strukturellen Freiraum, über deren Ausfüllen besonders innerhalb der ethischen Diskussion zu verhandeln wäre: Auch für das Tier als Bild bleibt die Negativ-Kontrastfolie zunächst leer, der Mensch erst füllt sie mit sich selbst, wenn er sich als dasjenige setzt, was das Tier nicht ist.

²⁰ Vgl. N. LUHMANN: Frauen, Männer (1996), S. 109f.

²¹ Vgl. M. HESSLER/D. MERSCH: Bildlogik (2009), S. 19ff.

²² H.-G. GADAMER: Spiel (1999), S. 91.

²³ Vgl. M. HESSLER/D. MERSCH: Bildlogik (2009), S. 21ff.

²⁴ L. WITTGENSTEIN: Big Typescript (2000), S. 83.

Verbunden mit den genannten Eigenheiten ist auch die Erfahrung von Evidenz im Bild.²⁵ In der Ästhetik übernimmt sie die Rolle argumentativer Geltung; während der Diskurs der Logik der Begründung angehört, machen Bilder auf plötzliche, situativ-komprimierte Weise sichtbar. Ihre spezifische Erkenntnisform ähnelt so einem Ereignis oder Widerfahrnis (von hier aus wird auch noch einmal die von DERRIDA beschriebene Intensität des Blick-Erlebnisses verständlich), sie besitzt affirmativen Charakter und damit verbunden eine außerordentliche Suggestionskraft, an der es der argumentativen, auf das Wort angewiesenen Logik mangelt. Von der unmittelbaren Wirkung ikonischer Evidenz aus wird ebenfalls verständlich, warum es gerade die Unterstellung eines Schein- und der mögliche Illusionscharakter war, der das Bild und die ikonische Logik unter Verdacht stellte. Die Evidenz verhindert die bildinhärente Ausarbeitung von Gewissheitsgraden und macht deutlich: Die Frage nach graduellen Unsicherheiten im Bild führt aus dem Bild hinaus, zurück in die von der Ethik zu thematisierende diskursive Logik: Evidenz hingegen gibt es nur absolut. Der italienische Philosoph MAURIZIO FERRARIS beschreibt ästhetische Erfahrung zudem als vage: trotz der Sicherheit der Erfahrung selbst, ist das als real Erlebte damit noch nicht klar umrissen und kategorisiert. Zwar sind sie in ihrer Unmittelbarkeit gewiss, werden aber nach Maßgabe der Kenntnis registriert. Das, was beobachtet wird, bestimmt sich also erst daraus, dass wir es erkennen und einordnen. Beobachtung wäre dem Wissen nicht vorgängig, sondern in ihrer Sicherheit auf die Sicherheit des Wissens bezogen.²⁶

So ließe sich ebenfalls die Überlegung anschließen, in welcher Form Ethik Spielarten epistemischer Transformation zwischen Diskurs und Bild klären sollte. Die Frage nach den Bedingungen von Abbildungsverfahren fiel damit in den Bereich der Ethik: Ihr wäre die Aufgabe überantwortet, mit der naiven Vorstellung zu brechen, Bilder würden nur referieren, ihr Dargestelltes könne nur wahr oder falsch sein. Stattdessen bliebe zu fragen, wie in ihren Strategien der Sichtbarmachung das Sichtbargemachte ggf. modifiziert wird. Das folgende Kapitel versucht daran anschließend aufzuzeigen, wie anhand des Zoos eine solche Strategie, das Tier als Bild auszuweisen, kritisiert werden kann.

Und auch die Aufeinanderbezogenheit von Bild und Blick wird hier noch einmal aufgegriffen: Das Bild ist immer notwendig auf den Blick bezogen, der von ihm affiziert und modelliert wird, wie auch der Blick umgekehrt dem Bildlichen allererst seine Signifikanz und Aussagekraft verleiht. Diese Ver-

²⁵ Vgl. M. HESSLER/D. MERSCH: Bildlogik (2009), S. 29ff.

²⁶ Vgl. M. FERRARIS: Experimentelle Ästhetik (2001).

hältnisbestimmung markiert insbesondere die Produktion wissenschaftlicher Erkenntnis mittels Bild als beachtenswert, beruht sie doch schließlich auf ästhetischen Wahlentscheidungen, die zugleich Überzeugungs- und Argumentationsstrategien wiedergeben. Dies gilt besonders angesichts der konventionellen Einschätzung, dass das Subjekt in der Beobachtung immer weiter zurückzutreten habe zugunsten eines scheinbar objektiven und unverstellten Blicks in die Welt. BRUNO LATOUR betont:

„[...] eine weitere Beschriftung, ein weiterer Kunstgriff zur verbesserten Kontrastierung, ein einfaches Hilfsmittel, um den Hintergrund zu reduzieren, oder eine Einfärbemethode sollten genügen, um alle Dinge ähnlich werden zu lassen, um das Machtverhältnis auszutarieren und eine ungläubwürdige in eine glaubwürdige Aussage zu verwandeln, die dann ohne Änderungen weitergegeben werden kann. Die Wichtigkeit dieser Beschriftungskaskade mag im täglichen Leben außer Acht gelassen werden, in der Analyse der Wissenschaften und Techniken kann sie schwerlich überschätzt werden.“²⁷ (Übers. d. Aut.)

Eine so zu verstehende Form sich im Bild ausdrückenden, ästhetischen Handelns beschreibt speziell im Wissenschaftsbetrieb eine von der Suche nach Mustern, Strukturen, Stimmigkeiten bzw. dem Herausfallenden geleiteten Praxis. Hier greifen Techniken, die das, was gezeigt werden soll, herausheben, indem es schärfer gemacht, eingefärbt, begründet oder unterstrichen wird. Die ästhetische Produktion von Wissen in Bildern entspricht demnach konkreten Wahlentscheidungen, die sowohl die Bilddarstellung und -gestaltung betreffen, zum anderen aber auch nicht immer deutlich gemachten Sehkonventionen folgen.²⁸ Sie erlauben den Blick auf eine digitalisierte, generalisierte aber eben doch reproduzierte Welt. Vorherrschend ist hierbei zumeist

„[...] das Verlangen nach Klarheit statt nach Wahrheit. Das kontrastreiche Bild, das uns die Vieldeutigkeit vergessen macht, gilt [...] nur zu oft als das bessere Bild. Man will scharfe Spuren und keine undeutlichen Übergänge.“²⁹

Für die Tierethik muss sich daraus die Frageperspektive ergeben, ob die Eindeutigkeit, mit der das Tier als das eindeutig Nicht-Menschliche allzu lange

²⁷ B. LATOUR: *Drawing* (1990), S. 42: “[...] one more inscription, one more trick to enhance contrast, one simple device to decrease background, or one coloring procedure might be enough, all things being equal, to swing the balance of power and turn an incredible statement into a credible one that would then be passed along without further modification. The importance of this cascade of inscription may be ignored when studying events in daily life, but it cannot be overestimated when analysing science and technology.”

²⁸ Vgl. M. HESSLER/D. MERSCH: *Bildlogik* (2009), S. 45.

²⁹ E. H. GOMBRICH: *Auge* (1994), S. 18f.

als gegen etwa graduelle Relationierungen ausgespielt wurde, durchhaltbar ist.

Hinzu kommt, dass angesichts verschiedener Fachsprachen und Codes der Bild-Betrachter ein Verständnis für diese haben muss, er muss verstehen, welches Wissen und Verständnis transportiert wird: Die epistemische Plausibilität des Ikonischen steht und fällt demnach mit dem Rezipienten und seinem Wissen, dass das Dargestellte ein in der jeweiligen Fachsprache beheimatetes stilisiertes Zeichen ist. Ihre Objektivität kann im strengen Sinne nur intersubjektivität meinen, die innerhalb einer bezüglich ihrer Beobachtungsrichtung standardisierten Gruppe Gewissheit und Austauschbarkeit schafft.³⁰ Folgt man innerhalb dieser Argumentation MICHEL FOUCAULT, müsste dann auch bereits in der Beobachtung der Reflex einer Theorie zu beobachten sein.³¹ Epistemische Übergangsprozesse von Wort, Bild, Ikon und Diskurs, stellen sich als ausgesprochen voraussetzungsreich dar, und das, ohne dass „das Bild die Möglichkeit bietet, dies zu thematisieren“³². Ihr Verständnis muss also als in einer spezifischen, jeweils Sinn etablierenden Tradition verhaftet reflektiert werden.³³ MARTIN KEMP kritisiert in diesem Sinne als einer der ersten die Auffassung, wissenschaftliche Bildprozesse befänden sich jenseits eines Stils, wie er für künstlerische Bilder konstatiert wird; wir sind demnach allenfalls bereit, früheren Wissenschaftsformaten einen Stil zu attestieren, auch wenn die Beobachtung in Naturwissenschaft wie Philosophie ihre Geschichte nie verloren hat.³⁴ Für den Beobachter eines Bildes macht dies für unsere Zusammenhänge auf einige wichtige Aspekte aufmerksam: Die Reflexion auf eine Beobachtung unter Ausklammerung des Beobachters und dessen Intentionalität muss als unterkomplex zurückgewiesen werden. Ethik, die sich auf Ikonizität bezieht, muss die Verobjektivierung der Perspektive als eben den Trick begreifen lernen, mittels dessen der jeweilige Beobachter seine Intentionen bündelt, der dazu jedenfalls nicht per se ausgeblendet werden darf.³⁵

³⁰ Vgl. O. BREIDBACH: Bilder (2005), S. 12.

³¹ Vgl. M. FOUCAULT: Klinik (1988), S. 11.

³² M. HESSLER/D. MERSCH: Bildlogik (2009), S. 46.

³³ Vgl. M. MERLEAU-PONTY: Prosa (1993).

³⁴ M. KEMP: Bilderwissen (2003), S. 15.

³⁵ Vgl. O. BREIDBACH: Bilder (2005), S. 164 f, S. 184.

4.1 Blickkonventionen: Wie sehen wir Tiere an?

Abschließend soll nun noch einmal präzisiert werden, wie das Tier als Bild in der modernen Gesellschaft Anknüpfungspunkte findet und wie diese mit den zuvor genannten Überlegungen der ikonischen Logik zu korrelieren sind.

Angesichts ihres Schweigens bestimmt der Blick auf das Tier dessen Distanz und Fremdheit als etwas Geheimnisvolles. Die Begegnung prägt so ein konstitutiver Abgrund, der im Gegensatz zum zwischenmenschlichen Kontakt nicht durch die Sprache überbrückt werden kann. Die dennoch kaum anzuzweifelnde lange Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier³⁶ rückt allerdings auch die als Unterscheidungsmerkmale herangezogene Sprachfähigkeit in ein anderes Licht, wenn diese nämlich wie etwa bei JOHN BERGER zeitlich bis zu ihrem Ursprung zurückverfolgt wird. So erst wird deutlich, dass die Parallelität in den Lebensweisen zwischen Mensch und Tier einige der ersten wesentlichen menschlichen Fragen herausforderte und zugleich beantwortete:

„Das erste thematische Objekt für die Malerei war das Tier. Wahrscheinlich war die erste Farbe Tierblut. Und es ist nicht unsinnig anzunehmen, dass die erste Metapher das Tier war.“³⁷

Wenn BERGER hier mit den Höhlenmalereien die Komponente medialer Repräsentation ins Spiel bringt, kann ebenfalls berechtigt nach zeitgenössischen und modernen Tendenzen gefragt werden: Wie bilden wir Tiere ab, in welchen Kontexten und warum? Dabei zeigt sich eine Beobachtung ganz deutlich: Die mediale Präsenz von Tieren scheint ungebrochen, als Comics, Plüschfiguren, künstlerische Darstellungen und beliebig codierbare Werbeträger sind sie omnipräsent. Diese Feststellung muss jedoch überraschen, setzt man sie in Korrelation zu einer weiteren Entwicklung: Ihre Anwesenheit als Bild scheint sich umgekehrt proportional zu ihrer real fassbaren sozialen Nähe zu verhalten: Sie verschwinden im Alltag oder unterliegen, abgepackt als steriles und nicht mehr als Tier zu erkennendes Nahrungsmittel im Supermarkt, Strategien der sozialen Unsichtbar- und Unkenntlichmachung. Damit ist eine Entwicklung skizziert, die der französische Archäologe ANDRÉ LEROI-GOURHAN bereits für die Höhlenmalerei dargestellt hat, wenn er die Frage beantwortet, welche Tiere in den erhaltenen Abbildungen dargestellt wurden und konstatiert, dass augenscheinlich nicht beliebige, sondern nur ganz bestimmte Tiere dort zu finden sind. So scheint es erstaunlich, dass etwa die Rentiere anteilig nur zu etwa

³⁶ Einschlägig hierzu der Artikel von T. MACHO: Tier (1997).

³⁷ J. BERGER: Tiere (2003), S. 16.

3–4% in den Abbildungen erscheinen, und das, obwohl sie die eigentlichen paläolithischen Haustiere und damit die hinsichtlich der Tiere real am häufigsten repräsentierte Art bildeten.³⁸ Dennoch: Weder die Malereien in Lascaux noch in Rouffignac zeigen auch nur ein einziges Rentier, und auch der Mensch erscheint in der paläolithischen Kunst nur in den seltensten Fällen.³⁹ Die daraus abzuleitende Hypothese bringt THOMAS MACHO schlüssig auf den Punkt: Gemalt wurde das, was erinnert werden musste, was mit anderen Worten in Vergessenheit zu geraten drohte.⁴⁰ Die Parallele zu heutiger Abbildungsfunktionalität und dem Verschwinden der Tiere scheint auf der Hand zu liegen und zudem hinsichtlich ihrer in den Zuständigkeitsbereich der Ethik delegierbar zu sein, um den sich andeutenden Tendenzen entgegenwirken zu können.

Als patent und institutionell etabliertes Mittel, Artenschutz zu gewährleisten und der skizzierten Entwicklung entgegenzutreten, gilt nach wie vor der Zoo. Das hier als Schauobjekt inszenierte Tier konstellierte den Zoo technisch wie historisch in eine Entwicklungslinie, welche die Blickrichtung auf das Tier zunehmend eindimensional verengt. Technische Voraussetzung bilden innerhalb dieser Entwicklung Gerätschaften, die immer effektvollere Bilder zu erhalten ermöglichen. Der von FERDINAND ROUSSIF publizierte Bildband *La fête sauvage*⁴¹ etwa zelebriert eben jenen technisierten Blick auf das Tier, der die Sehkraft des Auges noch präzisieren und dessen Kapazität erweitern soll, indem es das Unsichtbare, etwa in Belichtungszeiten von unter drei Hundertstel Sekunden, erst sichtbar macht. ELIAS CANETTIS zuvor bereits betonte Bemerkung klingt hier wiederum mit an: Das Tier ist hier immer als das Beobachtete gesehen, das Angesehenwerden hat seine Bedeutung verloren.

Historisch demonstriert der Zoo in seiner Blüte im 19. Jahrhundert die ihn begründende koloniale Macht; die jeweiligen Herrscher schickten exotische Tiere in die Heimat, um die Ausweitung des eigenen Herrschaftsgebietes zu dokumentieren. Die öffentlichen Zoos erleben ihren Aufstieg damit also zu einer Zeit, die synchron zu dieser Entwicklung auch das langsame Verschwinden der Tiere aus dem Alltag zu verzeichnen hat. Die Tatsache, dass Zoobesuche dennoch immer nur als unbefriedigendes Natur-Surrogat den Verlust des Tieres zu kompensieren vermögen, erklärt BERGER gerade aus jener Nachbildungsfunktion des Zoos heraus und ebenso aus der daran geknüpften Hoff-

³⁸ Vgl. A. LEROI-GOURHAN: *Prähistorische Kunst* (1982), S. 136f.

³⁹ Vgl. J.-M. CHAUVET/É. BRUNEL DE DESCHAMPS/C. HILLAIRE: *Chauvet* (1995), S. 102.

⁴⁰ Vgl. T. MACHO: *Tier* (1997), S. 67.

⁴¹ Vgl. F. ROUSSIF: *Fest* (1977).

nung, hier etwas von der ursprünglichen Verbundenheit von Mensch und Tier wiederentdecken zu können:

„Die Tiere entsprechen selten den Erinnerungen der Erwachsenen, während sie den Kindern meist unerwartet lethargisch und langweilig vorkommen. Warum ist dieses Tier so viel unbedeutender, als ich gedacht habe? Ein Zoo ist ein Ort, wo so viele Arten und Varianten von Tieren gesammelt werden, damit man sie sehen, beobachten, studieren kann. Im Prinzip ist jeder Käfig ein Rahmen um das Tier im Inneren. Wie Galeriebesucher gehen die Zoobesucher an den Tieren, einer Kunstgalerie nicht unähnlich vorbei, Doch im Zoo ist der Blickpunkt immer falsch. Wie bei einem unscharfen Bild. [...] Ganz gleich, wie man diese Tiere ansieht, selbst wenn das Tier direkt am Gitter steht und weniger als einen halben Meter von einem entfernt ist und in Richtung des Publikums blickt, sieht man etwas, das ganz und gar nebensächlich geworden ist.“⁴²

Durch jene nahezu regieartige Abkommandierung zu Statisten im gemalten Gesamt hergestellter illusionistischer Kulissen, welche die Tiere zu letztlich unbedeutenden Randfiguren degradieren, wird klar, warum der Zoo nur enttäuschen kann: Sein vorgeblicher Sinn, dass hier also dem Blick fremder Tiere begegnet werden könne, wird durch die Einrichtungsfunktionalität des Zoos selbst systematisch blockiert. Die eigentlichen Mittelpunkte im Leben der Tiere sind durch einige Unterbrechungen von außen, wie etwa die täglichen Fütterungen, ersetzt, ihr fehlendes Aufmerksamkeitszentrum immunisiert so auch ihren Blick:

„Das ist die letzte Konsequenz ihrer Verdrängung. Dieser Blick zwischen Tier und Mensch, der vielleicht eine der wesentlichsten Rollen in der Entwicklung des Menschen gespielt hat, wurde ausgelöscht.“⁴³

Mit dieser resignativen Feststellung bestätigt BERGER zudem eine These, die HANS BELTING in seinem Band *Bild-Anthropologie* entwickelt hat: Er spricht davon, dass der Tod die ersten Bilder erzeuge und der tote Körper gleichsam ein starres Bild darstelle, das dem lebenden Körper nur noch ähnele. Da die Konstitution einer Ähnlichkeitsbeziehung zu sich selbst jedoch unmöglich ist, kann der Mensch wie auch das Tier dies nur als Bild oder als Leichnam erfüllen. Zu sterben müsse demnach heißen, sein eigenes Abbild zu werden:

„Die Menschen waren hilflos der Erfahrung ausgeliefert, dass sich das Leben, wenn es stirbt, in sein eigenes Bild verwandelt.“⁴⁴

⁴² J. BERGER: Tiere (2003), S. 31.

⁴³ Ebd., S. 35.

⁴⁴ H. BELTING: Bild-Anthropologie (2001), S. 145.

Aus kulturphilosophischer Sicht weist THOMAS MACHO darauf hin, dass JAN ASSMANN diese These aus altägyptischer Sicht fundiert. Die Wörter für „Leichnam“ und „Bild“ werden im Ägyptischen mit demselben Schriftzeichen codiert: Aufrechtstehend bedeutet es ASSMANN zufolge ‚Bild‘, liegend hingegen ‚Leichnam‘.⁴⁵

4.2 Blickrevisionen: Wie Ethik vom sprachlosen Tier sprechen sollte

Welche institutionalisierten Blickkonventionen konnten für den Zoo festgestellt werden? JOHN BERGERS Hinweis, dass der Zoo nur enttäuschen könne, macht die ikonographische Analyse darauf aufmerksam, dass der Zoo dem „Tier als Bild“ auf eine spezifische Weise begegnet. In verschiedensten Varianten der Rahmung, Inszenierung und Ausstellung fokussiert er das Tier, scheitert aber aus mehreren Gründen an seinem basalen Versprechen, einen Blick-Austausch zwischen Mensch und Tier zu gewährleisten. Zum einen leitet die Trennung von Bild und Blick, die der Zoo als Institution unreflektiert konstituiert, diese Entwicklung ein. Die Eindimensionalität und der provozierte Voyeurismus des menschlichen Blicks scheitern an der hausgemachten Zelebration tierischen Ausgeliefertseins, weil sie verkennen, dass der Blick immer nur um den Preis des selbst Angeblicktwerdens zu haben ist, und auch Bilder immer nur im Blick entstehen. „Anblicken“ meint ethisch demnach das Herauslösen des Gegenübers aus dem gesamten Spektrum der Wahrnehmungsphänomene, verbunden mit dem Zugeständnis, dabei selbst angeblickt zu werden. Als intuitiver Akt erkenntnistheoretischer Gerechtigkeit ist der Blick dabei, und dieser Einsicht muss der Zoo seinem Selbstverständnis zufolge systematisch ausweichen, normativ aufgeladen.⁴⁶ Während MICHAEL HAUSKELLER daraus die Forderung des *neminem-laede*-Prinzips ableitet⁴⁷, erkennt EMMANUEL LEVINAS im Blick des Subjekts zunächst einmal die Aufforderung zur Antwort. Trotzdem verblüfft es zunächst, dass LEVINAS als prominentester Blick-Theoretiker im Tier jedoch nicht viel mehr sehen will als „animalische Stumpfheit“⁴⁸, in der das Seiende noch nicht zu sich gekommen sei. Das klassische Problem des Intuitionismus, also die Schwierigkeit, Evidenz-basierten Einsichten überhaupt noch widersprechen zu können, wird hier einsichtig und

⁴⁵ Vgl. J. ASSMANN: *Tod* (2001), S. 145, Hinweis entnommen bei: T. MACHO: *Zukunft* (2007), S. 182f.

⁴⁶ Vgl. A. BRENNER: *Bioethik* (2006), S. 214–218.

⁴⁷ Vgl. M. HAUSKELLER: *Moral* (2001), S. 164.

⁴⁸ E. LEVINAS: *Spur* (1983), S. 199.

führt die Ethik auf das ursprünglich formulierte Anliegen zurück, Diskurs und Bild, Logik und Evidenz, nur in gleichwertiger Kombination und nicht getrennt voneinander wirksam werden zu lassen. Sie kann weder die kulturstiftende Macht bildlicher Evidenz unbeachtet lassen, muss ihr aber auch, zugegebenermaßen in einem Drahtseilakt, diskursiv begegnen können und etwa die Vergleichbarkeit von Blick-Evidenzen diskutieren.

Woran krankt nun die Abbildungsfunktionalität des Zoos als Paradigma unserer Sehkonvention auf Tiere? Wenn wir von den bisherigen Überlegungen zur Kombinatorik und Diskurs und Bild ausgehen, muss das Ungleichgewicht ebenfalls hier gesucht werden. Das Bild, das der Zoo vom Tier bewusst entwirft, folgt nur oberflächlich betrachtet der „Logik des Bildlichen“. Bei genauerer Analyse erscheint es eher als hybride Form zwischen Schrift und Bild (gerade Zoos liefern gern etwa in Form einer beigestellten Tafel schriftliche Erklärungen zu den Tieren) und fügt sich so erstaunlich glatt in die bislang nur angedeutete historische Tradition des naturwissenschaftlichen Bildes. Das Bild, das der Zoo vom Tier inszeniert, ist systematisch als ein bloß heuristisches Hilfsmittel des Diskurses und der Sprache ausgelegt, das noch verbleibende Visuelle tendiert zur Diskursförmigkeit und muss angesichts der klassischen Bilderwartung so zwangsläufig scheitern, da die Hybridisierung das Bild letztlich in ein Schema einordnet, das Bildlichkeit im Gesamt seiner Konsequenzen paradoxerweise leugnet. So ist es verständlich, dass inszenierte Bilder dem Blick nicht wirklich etwas zu sehen geben, hier geht es nur noch um Abbilder eines Bildes und die Modellierung einer darauf aufbauenden Virtualität.⁴⁹ Der so heraufbeschworene „Dienstleistungscharakter“⁵⁰ des Bildes kombiniert Wort und Bild nicht gleichrangig, sondern tendiert zur Dominanz der Sprachlichkeit, was das Bild in seinen Möglichkeiten unterwandert. Als Form des naturwissenschaftlich-lesbar gemachten Bildes entspricht das Tier im Zoo der historisch erfolgreichsten und meistverbreiteten Bildpraxis, verkennt aber vice versa deren Schwachpunkte, weil sie das Bild zum bloßen Abbild degradiert, das damit jeglichen Überraschungspotentials beraubt erscheinen muss und auch die gestellte Erwartung, nämlich als Bild zum Menschen zu „sprechen“, enttäuscht. Die Überordnung der Diskurslogik gegenüber der bildhaften Evidenz muss insofern als vorschnell gelten. Evidenz kann nicht zwangsläufig als schwächeres Äquivalent zur Rationalität betrachtet werden, ganz besonders dann nicht, wenn das Prinzip vom „guten

⁴⁹ Vgl. D. MERSCH: *Argument* (2005), S. 340ff.

⁵⁰ G. BOEHM: *Sprache* (2004), S. 35.

Grund“ als Kriterium diskursiver Logik auf eine Leerstelle in sich selbst verweist. Bereits HEGELS Vermerk, dass das, was für den Grund nicht zureicht, keinen Grund hätte⁵¹, deutet schon an, dass kein Grund jemals ausreicht: Um als Grund zu gelten, muss er immer auch wiederum andere Gründe oder Kriterien angeben können, was einem *regressus ad infinitum* entspräche oder auf eine Letztbegründung hinausliefe. Keine rein logische Schlussfolgerung kann einen Grund zur Überzeugung verdichten, wenn die Evidenz dazu ausbleibt:

„Wo also Evidenzen sich durch Gründe beglaubigen, beglaubigen sich Diskurse durch Einsichten: Wir haben es demnach mit einer Pattsituation, einer Zirkulation zu tun, in der sich Evidenz und Grund wechselseitig abstützen.“⁵²

Welchen Bildstatus sollte die Ethik dem Tier dann zugestehen, wenn das „naturwissenschaftliche Bild“ unzureichend scheint? Dazu ist zunächst die Ausgangsüberlegung von der Sprachlosigkeit des Tieres noch einmal aufzugreifen. Die bisherigen Schritte haben deutlich gemacht, dass gerade das Zurückbleiben hinter den Verallgemeinerungsleistungen der Sprache dem Tier eine eigene ikonische Evidenz verleiht. Auch wenn die bestehende Verbindung zwischen *imago* und *imaginatio* oft Anlass zu Misstrauen bot, ist dem Bild als Erkenntnisform dennoch ein entscheidender Vorteil zugutezuhalten, den es aus seiner Fähigkeit generiert, kontrafaktisch zu wirken.⁵³ Wie die zu Anfang skizzierte Auseinandersetzung um die Anwendung von deontologischen und konsequentialistischen Modellen in der Tierethik gezeigt hat, erscheinen viele diskursiv-verhandelte Begründungsfragen an einem bestimmten Punkt aporetisch. Das Vermögen des Bildes wird von diesem Einspruch jedoch gerade nicht ausgehebelt, sondern macht deutlich, dass sich gerade das Bildhafte und Imaginäre als äußerst produktives Instrument erweisen kann, scheinbare Unüberwindlichkeiten evidenzbasiert aufzulösen. Einer starren Dichotomisierung, wie sie in der Anwendung des konsequentialistischen Kalküls für Tiere und deontologischer Würde beim Menschen vorliegt, setzt das Bild den graduell-strukturierten „Raum dazwischen“ entgegen. Ethik müsste so zunächst, mit Blick auf die Strukturen der Lebenswelt, dem Tier die Möglichkeit einräumen, selbst als Bild (und nicht als konstruiertes Bild!) wirken zu können, und ausgehend von diesem Blick Seh- und Denkkonventionen, ggf. deren unterstellte Unauflösbarkeiten auf einer Ebene zweiter Ordnung hinterfragen. Denn gerade durch die Konstruktion als Bild wird einem ein-

⁵¹ Vgl. G. W. F. HEGEL: *Logik* (1969), S. 83.

⁵² Vgl. D. MERSCH: *Argument* (2005), S. 328.

⁵³ Vgl. G. BOEHM: *Paradigma ‚Bild‘* (2007), S. 80.

seitigen Reduktionismus in die Hände gespielt, weil das Tier hier quasi normativ auch als das entworfen wird, was es in zumindest einigen Belangen schon ist, z.B. als Ressource, Nahrungsmittel, reines Anschauungsobjekt etc. Je umfassender Tiere demgegenüber wahrgenommen werden, umso schwieriger wird es auch, sie nur in einer Kategorie zu sehen. Dies funktioniert nur in der echten Begegnung mit dem Tier: Das Gesamtbild „Tier“ verleiht ihm so einen Subjektstatus und stellt die normative Forderung in den Raum, seinen Integritätsstatus zu bewahren.

L i t e r a t u r

- ASSMANN, J.: Tod und Jenseits im Alten Ägypten. München: Beck, 2001.
- BELTING, H.: Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft. München: Fink, 2001.
- BENTHAM, J.: Introduction to the Principles of Morals and Legislation, hrsg. von J. H. Burns/H. L. A. Hart. Oxford: Clarendon, ²1996 [1789].
- BERGER, J.: Warum sehen wir Tiere an? In: Ders.: Das Leben der Bilder oder die Kunst des Sehens. Berlin: Wagenbach, ⁹2003, S. 12–35.
- BOEHM, G.: Die Wiederkehr der Bilder, in: Ders. (Hg.): Was ist ein Bild? München: Fink 1994, S. 11–38.
- Jenseits der Sprache? Anmerkungen zur Logik der Bilder, in: C. Maar/H. Burda: Iconic turn. Die neue Macht der Bilder, Köln: Dumont, 2004, S. 28–43.
- Das Paradigma ‚Bild‘. Die Tragweite der ikonischen Episteme, in: H. Belting (Hg.): Bilderfragen. Die Bildwissenschaften im Aufbruch, München: Fink, 2007, S. 77–82.
- BREIDBACH, O.: Bilder des Wissens. Zur Kulturgeschichte der wissenschaftlichen Wahrnehmung, München: Fink, 2005.
- BRENNER, A.: Bioethik und Biophänomen. Den Leib zur Sprache bringen, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006.
- UmweltEthik. Ein Lehr- und Lesebuch, Fribourg: Paulusverlag, 2008.
- CANETTI, E.: Über Tiere, München: Hanser, 2002.
- CHAUVET, J. M./BRUNEL DE DESCHAMPS, È./HILLAIRE, C.: Grotte Chauvet bei Vallont-Pont-d’Arc. Altsteinzeitliche Höhlenkunst im Tal der Ardèche, übers. v. K. Wüst, Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag, 1995.
- DERRIDA, J.: Das Tier, das ich also bin, Wien: Passagen Verlag, 2010.
- FERRARIS, M.: Experimentelle Ästhetik, Wien: Turia und Kant, 2001.
- FOUCAULT, M.: Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks, Frankfurt/M.: Fischer, 1988.
- GADAMER, H.-G.: Das Spiel der Kunst, in: Gesammelte Werke Bd. 8, Tübingen: Mohr Siebeck, 1999.
- GOMBRICH, E. H.: Das forschende Auge. Kunstbetrachtung und Naturwahrnehmung, Frankfurt/M.: Campus, 1994.
- HAUSKELLER, M.: Versuch über die Grundlagen der Moral, München: Beck, 2001.
- HEGEL, G.W.F.: Wissenschaft der Logik II, Werke in 20 Bänden, Bd. 6, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1969.

- HESSLER, M./MERSCH, D.: Bildlogik oder: Was heißt visuelles Denken, in: Dies. (Hgg.): Logik des Bildlichen. Zur Kritik der ikonischen Vernunft, Bielefeld: Transkript, 2009, S. 8–62.
- HOFMANN, V.: Philosophische Tierblicke: Zoographische Spurensuche bei Derrida, in: W. Besch et al. (Hgg.): Tiere, Texte, Spuren. Sonderheft der Zeitschrift für Deutsche Philologie 126 (2007), 367–382.
- KANT, I.: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Stuttgart: Reclam, 1998 [1785].
- KEMP, M.: Bilderwissen. Die Anschaulichkeit naturwissenschaftlicher Phänomene, Köln: Dumont, 2003.
- LATOUR, B.: Drawing things together, in: M. Lynch/S. Woolgar (Hgg.): Representation in Scientific Practice, Cambridge, Mass.: MIT-Press, 1990, S. 19–68.
- LEROI-GOURHAN, A.: Prähistorische Kunst. Die Ursprünge der Kunst in Europa, übers. v. Seipel, W., Freiburg i. Br.: Herder, ⁵1982.
- LEVINAS, E.: Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie, Freiburg/München: Alber, 1998.
- LUHMANN, N.: Frauen, Männer und George Spencer Brown, in: Ders. (Hg.): Protest, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1996, S. 107–155.
- MACHO, T.: Tier, in: C. Wulf (Hg.): Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie, Weinheim/Basel: Beltz, 1997, S. 62–84.
- Körper der Zukunft. Vom Vor- und Nachleben der Bilder, in: H. Belting (Hg.): Bilderfragen. Die Bildwissenschaften im Aufbruch, München: Fink, 2007, S. 181–194.
- MERLEAU-PONTY, M.: Die Prosa der Welt, München: Fink, ²1993.
- MERSCH, D.: Das Bild als Argument. Visualisierungsstrategien in der Naturwissenschaft, in: C. Wulf/J. Zierfas (Hgg.): Ikonologien des Performativen, München: Fink, 2005, S. 322–344.
- REGAN, T.: The Case for Animal Rights, Berkeley: Univ. Press, ²2004.
- RIPPE, K.-P.: Ethik im außerhumanen Bereich, Paderborn: Mentis, 2008.
- ROSS, W. D.: The Right and the Good, Oxford: Univ. Press, 1930.
- ROUSSIF, F.: Das Fest der wilden Tiere (La fête sauvage), Berlin: Ullstein, 1977.
- DE SAUSSURE, F.: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin: de Gruyter, ³1967 [1916].
- SINGER, P.: Animal liberation. Die Befreiung der Tiere, Hamburg: Rowohlt, ²1996.
- R. SPAEMANN: Gesinnung und Verantwortung. Oder: Heiligt der Zweck die Mittel? In: Ders.: Moralische Grundbegriffe, München: Beck, 2009, S. 61–72.
- WITTGENSTEIN, L.: The Big Typescript, Wiener Ausgabe Bd. 11, Wien/New York: Springer, 2000.
- WOLF, U.: Das Tier in der Moral, Frankfurt/M.: Klostermann, 1990.